



Christoph Möllers (Moderation)

Diskussion / Debatte 14

In: Autonomien der Wissenschaft? : Streitgespräche in der Wissenschaftlichen Sitzung der
Versammlung der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften am 28. November
2014. – Berlin: 2015, S. 48-60
(Debatte ; 14)

Persistent Identifier: [urn:nbn:de:kobv:b4-opus4-25495](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:b4-opus4-25495)

Die vorliegende Datei wird Ihnen von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften unter einer
Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 3.0 Germany (cc by-nc-sa 3.0) Licence
zur Verfügung gestellt.



Diskussion

CHRISTOPH MÖLLERS: Vielen Dank. Eine Perspektive auf vielleicht geglückte Heteronomie von Wissenschaft. Ich hoffe, das hat Sie zur Diskussion inspiriert. Insbesondere kritisierte Sozialwissenschaftler aus meiner Klasse sind herzlich willkommen, vielleicht Ihre Sicht der Dinge darzulegen, aber nicht nur. Herr Weingart bitte.

PETER WEINGART: Ich möchte gerne auf die Ausführungen von Herrn Quack eingehen, nicht zuletzt, weil er mich auch zitiert hat. Zunächst geht es um das Zitat selbst. Es ist aus dem Zusammenhang gerissen, die relevante Passage lautet im Original: „In der Forschung über die Rückwirkungen dieser Instrumente auf das Verhalten der Wissenschaftler ist es weitgehend Konsens, dass die gewählten Indikatoren zwar ein vertretbares Bild der Naturwissenschaften wiedergeben, die Geistes- und in abgeschwächter Form auch die Sozialwissenschaften werden jedoch nicht angemessen erfasst. In mehr oder weniger expliziter Form werden jedoch die Instrumente, die eher das Forschungs- und Publikationsgeschehen der Naturwissenschaften abbilden, auch auf die Evaluierung der Geistes- und Sozialwissenschaften angewandt.“ Sie sagen, dass die Naturwissenschaftler keinen Konsens über die Indikatoren haben. Das ist sicherlich richtig, aber z. B. die vom Wissenschaftsrat evaluierten Chemiker haben auf die Frage, ob sie mit der Verwendung der bibliometrischen Indikatoren einverstanden sind, geantwortet: Jawohl, uns reicht es vollkommen, Publikationen und Zitate zu benutzen. Wenn Sie sich heute die Realität der Verwendung von bibliometrischen Indikatoren anschauen, dann würden Sie wissen und mir bestätigen, dass eine Kritik der Indikatoren oder gar eine Abschaffung und ein Rückweg zu dem Modell, das Sie vorschlagen, von den Naturwissenschaftlern selbst verhindert wird. Bei den Naturwissenschaftlern werden die Indikatoren einschließlich des h-Index verwendet und alle Bemühungen, alle Diskussionen darüber, die Indikatoren zurückzufahren, werden von deren Seite aus torpediert. Ich darf Sie auch hinsichtlich meiner

eigenen Position beruhigen: Wir haben in der letzten Empfehlung der Nationalen Akademie zu „Wissenschaft, Öffentlichkeit, Medien“ dafür plädiert, die Indikatoren nicht zuletzt wegen der falschen Anreize, die sie setzen, zurückzunehmen. Ich bin da genauso besorgt wie Sie. Wir werden in den nächsten Empfehlungen zur Zukunft des Wissenschaftlichen Kommunikationssystems genau dies vorschlagen und dann wäre ich froh, wenn Sie diese Empfehlung mit zertifizieren.

Das bringt mich auf einen anderen Zusammenhang, die Gefährdung der Freiheit der Autonomie der Wissenschaft und den Preis der Zeitschriften. Bei der in der Ratssitzung am 27.11.2014 noch einmal drei Monate verlängerten Arbeitsgruppe zur Zukunft des Wissenschaftlichen Kommunikationssystems geht es genau um dieses Problem, um den Preis der Zeitschriften und wie dadurch die wissenschaftliche Kommunikation und die Freiheit der Publikation, des wissenschaftlichen Publizierens behindert werden. Es sind nicht nur die Verlage wie Elsevier, die dieses Geschäft betreiben, sondern es sind vor allem die Wissenschaftler selbst, die, weil sie auf die Reputation fixiert sind, die sie sich über die Indikatoren zurechnen, die Existenz solcher Zeitschriften stützen und den Übergang zu neuen Zeitschriften, zu Open Access-Zeitschriften effektiv behindern. Das heißt, der Appell richtet sich in erster Linie an die Wissenschaftler selbst und erst dann an die Ökonomie, die ihre Profitmodelle, ihre Geschäftsmodelle hat und einen Teufel tun wird, freiwillig darauf zu verzichten. Schließlich und endlich, wenn Sie sagen, Bibliometrie sei ein Geschäft der Bürokraten, das könne jeder: Nein, es kann nicht jeder, wenn Sie wüssten, wie man mit diesen Daten umgeht und wie schwierig das ist, könnten Sie diese Behauptung nicht aufrecht erhalten. Nicht umsonst gibt es inzwischen eine ganze Reihe von Instituten, die darauf spezialisiert sind, diese Daten zu säubern. Das heißt also, der Vertrieb der Originaldaten, die Thomson Reuters oder aber insbesondere jetzt Elsevier sammeln, ist ein Geschäftsmodell, an dem Sie selbst beteiligt sind. Sie liefern nämlich die Daten durch die Art und Weise, wie und wo Sie Ihre Publikationen veröffentlichen, wie sie reviewt werden usw. Das heißt, Sie produzieren fortwährend Daten, die Ihnen Elsevier und Thomson Reuters, nicht Ihnen persönlich, aber Ihrer Bibliothek z. B. oder Ihrer Universitätsverwaltung, wieder für viel Geld verkaufen. Dort werden die Profite erwirtschaftet, und wir alle würden uns wünschen, ihre Aktien zu haben. Das heißt, es ist das System selbst, das diese Bürokratisierung erzeugt. Sie werden keinen Erfolg mit der Forderung haben, zu dem Zustand, dass man jeden Artikel lesen muss, zurückkehren zu wollen. Natur-

lich müsste man jeden Artikel der Bewerber lesen, wenn man z. B. jemanden beruft.

Einwurf: Man muss lesen!!

Ja, aber es geschieht nicht und das Modell, was Ihr Kollege, Herr Frey, und seine Lebensgefährtin, Frau Osterloh, vorschlagen, nämlich wieder zu dem Modell von vor 50 Jahren zurückzukehren, das ist unrealistisch. Das heißt, es wird darum gehen, neue Wege, neue Indikatoren zu entwickeln, klüger einzusetzen und zu verhindern, dass sie auch politisch, aber eben hauptsächlich wissenschaftsadministrativ die nicht intendierten Folgen ignorieren.

CHRISTOPH MÖLLERS: Herr Gerhards und dann Frau Friederici bitte.

JÜRGEN GERHARDS: Ich schließe direkt an das an, was Herr Weingart gesagt hat. Winston Churchill hat 1947 im Unterhaus eine Rede gehalten zu der Frage „Was ist Demokratie?“. Er sagte, „Demokratie ist die schlechteste aller Regierungsformen – abgesehen von all den anderen Formen, die von Zeit zu Zeit ausprobiert worden sind.“ Ähnlich kann man im Hinblick auf die Nutzung der Bibliometrie zur Messung von Forschungsleistungen argumentieren. Meine Frage ist, Herr Quack, ob Sie die Messlatte des Wünschenswerten mit Ihrer Kritik an der Bibliometrie nicht zu hoch legen. Bei der Messung von Forschungsleistungen muss man immer auch beachten, welche alternativen Indikatoren zur Messung von Forschungsleistungen es denn überhaupt gibt und ob diese besser sind. Ein zweiter Kommentar sei erlaubt. Sie sprechen sich gegen bibliometrische Maßzahlen aus und plädieren stattdessen für eine Lektüre der Veröffentlichungen von Bewerbern. Damit unterstellen Sie, dass bibliometrische Verfahren letztendlich nicht auf der Lektüre von Veröffentlichungen beruhen. Dies scheint mir nicht richtig zu sein. Das ganze Review-System beruht ja auf dem Urteil von Experten, die die eingereichten Manuskripte gelesen und bewertet haben und dies meist gründlicher, als dies Mitglieder von Berufungskommissionen tun. Und schließlich eine dritte Anmerkung: Bibliometrische Maßzahlen reichen zur Beurteilung von Forschungsleistungen allein nicht aus und können die Lektüre von Veröffentlichungen nicht ersetzen. Sie sind aber eine wichtige Hintergrundinformation in Berufungsverfahren. Dankeschön.

CHRISTOPH MÖLLERS: Frau Friederici bitte.

ANGELA FRIEDERICI: Die Evaluation ist ja letztendlich ein Prozess, der sich nicht nur auf Neuberufungen bezieht, bei dem man sich eine Person anschaut und bei dem der Experte dann vielleicht auch das ein oder andere Paper lesen kann und auch sollte. Normalerweise ist es ja so, dass sich Evaluationen auch über ganze Institute erstrecken. Wenn ich aber ein Institut habe mit 200 Mitarbeitern, die alle Papers schreiben, dann kann man, glaube ich, von einer entsprechenden Evaluierungskommission nicht erwarten, hier die entsprechenden Papiere alle wirklich zu lesen. Deshalb, ja, Paper müssen gelesen werden, aber wir brauchen auch andere Indikatoren zur Absicherung und zur Eingrenzung der eigenen Urteile. Wenn ich zum Beispiel als Dekan oder als Präsident vielleicht auch noch in einen Evaluierungsprozess mit eingebunden bin, dann ist es sicherlich notwendig, mich auf die Fachwissenschaftler zu verlassen, denn ich glaube nicht, dass ich mehr weiß als die Fachwissenschaftler und deshalb sollte ich mich dann natürlich auch an die von Fachwissenschaftlern evaluierten Papiere und deren Einschätzung halten. Der zweite Punkt, den ich aufzeigen wollte, betrifft den der Frauen. Ja, es gibt das Problem, dass die Entwicklungskurven und Karrierekurven von Männern und Frauen eine ganze Weile einigermäßen parallel laufen, wenn es um Promotion und auch um die Stellenbesetzung unmittelbar danach geht. Das eigentliche Problem besteht doch aber darin, dass Frauen die gläserne Decke nicht durchstoßen können – auf die ganz hohen Stellen kommen sie nicht. Woran liegt das? Ich denke, das liegt häufig auch daran, dass die entsprechenden Berufungskommissionen oder wenn's dann noch höher hinaufgeht, die Findungskommissionen nicht – sagen wir mal – adäquat besetzt sind. Ich fordere keine Quote für die Frauen und in der Wissenschaft schon gar nicht. Wenn ich irgendwas fordern würde, dann wäre das die Quote in diesen Findungskommissionen, weil Frauen m. E. das Problem haben, eventuell nicht so gut vernetzt zu sein wie Männer und dann häufig auch überhaupt nicht vorgeschlagen werden, bevor man sie evaluieren kann. Und da könnte vielleicht eine Akademie wie die unsere auch Vorreiter sein. Diesmal haben wir das bei der jetzigen Präsidentenwahl ja nicht geschafft, aber vielleicht funktioniert das ja das nächste Mal. Es ist doch wirklich interessant zu sehen, dass keine Wissenschaftsvereinigung der Großen, also sei es die Max-Planck-Gesellschaft, sei es die Helmholtz-Gemeinschaft usw., eine Frau an der Spitze hat, noch irgendeine deutsche Akademie.

CHRISTOPH MÖLLERS: Frau Windbichler bitte, dann Frau Lübbe-Wolff.

CHRISTINE WINDBICHLER: Wenn wir uns die Wissenschaftsfreiheit der Institution idealtypisch vorstellen, frei von politischem und/oder ziemlich populistischem Einfluss, alles wunderbar. Wie aber ist das Verhältnis zwischen dieser Freiheit, die ja auch die Selbstergänzungsfreiheit einschließt, zur Innovation? Da kann ja potentiell ein Problem enthalten sein, etwa das bekannte Beharrungsvermögen von Institutionen.

Und damit komme ich zu dem sogenannten Frauenthema. Gerade die Kritik an unsäglicher Bürokratie durch Gleichstellungsprogramme und Geldverschwendung durch überflüssige Stellen bis hin zu möglicherweise überflüssigen Lehrstühlen teile ich leicht. Man muss nur unterscheiden zwischen der Befassung mit Frauenkarrieren, das ist *ein* Thema – ich selbst habe massive geschlechtsbezogene Diskriminierungen erlebt, aber nicht im akademischen Bereich, sondern von meiner Mutter. Von diesem Karrierethema zu unterscheiden sind aber die wissenschaftlichen Fragestellungen und die wissenschaftliche Arbeit. Das eine oder andere Thema, z. B. in den Literaturwissenschaften, einmal aus einer weiblichen Rollenperspektive zu untersuchen, halte ich für ein legitimes Unterfangen. Zu gewissen Zeiten war das eben eine Innovation, die in einem Kreis von weisen alten Männern vielleicht nicht so ganz rüber kam. Es gibt also ein Spannungsverhältnis von institutioneller Freiheit einschließend Selbstergänzung und Innovation, also ein Drinnen-/Draußen-Problem. Das finde ich, muss man sehen.

GERTRUDE LÜBBE-WOLFF: Eine Frage an Herrn Quack. Man hört als Wissenschaftler, der sich selbst betroffen fühlt von gewissen dysfunktionalen Formen von Verhaltensdruck, die an den Universitäten von der indikatorenbasierten Evaluation ausgehen, Ihren Vortrag natürlich mit großem Vergnügen. Ich stelle mir aber trotzdem eine Frage: Natürlich kann zumindest an einer sehr guten Universität ein sehr gutes Department am besten herausfinden, wer der beste Kandidat für eine Stelle ist, indem man einfach liest, was der gemacht hat, und versucht, das zu beurteilen. Was macht aber der Finanzminister eines Landes, der die Mittel für die öffentlichen Universitäten des Landes verteilen will und dabei auch ein bisschen anreizwirksam und insofern erfolgsorientiert vorgehen will? Der kann ja nun nicht von allen 800 Professoren, die da lehren, alles lesen, der wird sich also doch in irgendeiner Form auf fremdbasierte Einschätzungen einlassen müssen. Und so geht das natürlich auf jeder Stufe

einer komplexeren Organisation, dass je weiter oben und entfernt von dem kleinen Fall man ist, man halt Zahlen braucht. Ist es nicht aus diesem Grunde in einem gewissen Grade dann doch unvermeidlich, dass bei der zentralen Verteilung von Haushaltsmitteln an formalisierte Indikatoren angeknüpft wird? Und dass man sich daher auch nicht sinnvoll überlegen kann, dass wir diese Indikatoren gar nicht mehr wollen, sondern lediglich, wie wir sie verbessern und adäquater machen können? Dadurch wird dann natürlich zwangsläufig auch ein gewisser Druck an die jeweiligen Institutionen an der Basis weitergegeben. Insofern könnte es auch eine Frage der Art der Finanzierung der jeweiligen Institution sein, in welchem Ausmaß sie es sich leisten kann, so schön selbstbewusst vorzugehen, wie das Ihre Stanford-Zitate wiedergeben. Macht es also etwas aus, ob man eine Universität ist, die aus staatlichen Mitteln finanziert wird – und nicht in einem Kanton mit einer oder zwei Hochschulen, sondern in einem Land mit zehn oder zwanzig –, oder ob man private Quellen hat? Könnten Sie dazu vielleicht noch was sagen. Danke.

Christoph Möllers: Auch mit Blick auf die Zeit – nehmen wir noch zwei, drei Wortmeldungen und dann würde ich zumindest Herrn Quack und Herrn Meyer noch die Gelegenheit für Erwidierungen geben, bevor wir abschließen. Also Herr François und Herr Marksches bitte.

Etienne François: Herr Borgolte sagte zu Beginn: Die autonome Wissenschaftsinstitution ist eine Erfindung der lateinischen Christenheit und lässt sich anderswo nicht finden. Darüber würde es sich in der Tat lohnen zu diskutieren, aber dafür haben wir heute natürlich keine Zeit.

Ich will aber drei andere Fragen aufwerfen.

Erstens: Wir haben sehr viel von den Evaluationssystemen gesprochen, Peer Review usw. Aber ist das wirklich so gut wie wir immer sagen? Denn wer sind die Evaluatoren? Meistens etablierte Wissenschaftler, die älter sind als die Personen, die sie evaluieren und de facto dadurch überwiegend Männer. Was würde passieren, wenn man die Verhältnisse umdrehen würde und wenn man die älteren etablierten Männer durch jüngere Wissenschaftler evaluieren ließe, denn erfahrungsgemäß kommt die Innovation mehr von den Jüngeren als von den Alten?

Zweite Frage: Es wurde sehr stark hervorgehoben, wie autonom die Wissenschaft in Deutschland durch das Grundgesetz ist. Aber ist das kompatibel mit der Tatsache, dass die überwiegende Mehrheit der Stellen – auch bei Profes-

suren – hier befristet sind? Ist nicht die Befristung eine drastische Eingrenzung der Autonomie?

Und das führt mich zu meiner letzten Frage, einer Frage, die sich an uns alle richtet: Ist nicht die Tatsache, dass sich so viele unter uns leicht verführen lassen – also unsere Eitelkeit –, auch eine Begrenzung der Autonomie? Wie könnten wir in der Zukunft dafür sorgen, dass wir solche jungen Menschen berufen, die hoffe ich, weniger verführbar und eitel sind als wir es sind, vor allem bei den Männern?

Christoph Möllers: Herr Markschies hat vielleicht eine Antwort.

Christoph Markschies: Ich denke, was Frau Friederici gesagt hat, führt auf zwei Schlüsselprobleme, wenn wir uns, so hoffe ich, lieber Herr Gerhards, vollkommen darin einig sind, dass Qualität nie vollständig in Quantität überführbar ist. Die *erste* zentrale Frage ist doch: Wie viel wollen wir uns im Blick auf Qualität leisten? Wieviel Zeit wollen wir uns in einer Evaluation nehmen, um zu lesen? An dieser Stelle würde ich gern sehr nachhaltig Herrn Quack zustimmen: Möglichst viel Zeit sollte es sein, eben deshalb, weil wir uns ja darüber einig sind, dass die Kriteriologie der mathematisierbaren Kriterien nur wenig hilft. Beim Lesen aber, und auch das hat Herr Quack völlig richtig betont, kommt es natürlich auf das an, was er „Axiokratie“ genannt hat – es kommt auf die Frage an, ob die *besten* Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler um ein Urteil gebeten wurden oder nicht. Warum spielt aber die für Wissenschaft grundlegende Vorstellung der Axiokratie bei vielen Evaluationen eine so erkennbar geringe Rolle? Vermutlich nicht nur, wie Frau Friederici gesagt hat, weil Zeit und Geld dafür fehlen, sondern auch, weil ein tiefes Misstrauen entstanden ist gegen dieses Prinzip und seine Geltung in deutschen Universitäten. Ich denke beispielsweise an das berechnete Misstrauen dagegen, dass sich hinter dem Anspruch auf Axiokratie bloß die Netzwerke von alten Männern verbergen – auch dieses Stichwort ist gefallen. Wenn es sich aber so verhält, dann sind wir bei einem zentralen Anlass der Gefährdung von Autonomie der Universitäten und Wissenschaftseinrichtungen angekommen. Ich expliziere dieses *zweite Schlüsselproblem* zunächst mit einem Bild: Viele von uns sind vermutlich schon einmal über die Wendeltreppe zum Speisesaal des Institute for Advanced Study in Princeton heruntergestiegen. Wenn man von dort von einer der Windungen der Treppe in den Saal hinunterschaut, stellt man schnell fest, dass dort signifikant mehr Frauen als in vergleichbaren

Einrichtungen deutscher Institutes for Advanced Study beim Essen sitzen. Wenn man dann, angeregt beispielsweise durch diesen optischen Eindruck in Princeton, beginnt, nach den Gründen für den offenkundigen Mangel an qualifizierten weiblichen Fellows in den deutschen Einrichtungen zu fragen, dann kommt man schnell darauf, dass es multiple Gründe dafür gibt. Einer davon ist beispielsweise, dass unsere Einrichtungen viel zu wenig familienfreundlich sind. Bei Jutta Allmendinger im WZB ist es selbstverständlich, dass auf Einladungen zu lesen steht: „Für Kinderbetreuung wird gesorgt.“ An der Humboldt-Universität habe ich diese Zeile bei Einladungen bisher eher selten gelesen. Ein Berliner Sonderforschungsbereich, dem ich angehöre, hat in seiner zaubernden Dahlemer Villa Kinderspielzeug vorrätig, weil einige tragende Mitglieder ihren Nachwuchs in das Haus mitbringen. So lange solche lobenswerten Ausnahmen nicht zum Normalfall werden, wird sich am Grundproblem eher wenig ändern. Wenn aber Wissenschaftseinrichtungen hierzulande nicht in der Lage sind, aus eigener Kraft den Anteil begabter Frauen so zu steigern, wie das in Princeton offensichtlich möglich ist, wenn Universitäten junge Eltern mit ihrem Nachwuchs achtlos allein lassen, dann darf man sich eigentlich auch nicht wundern, wenn der Staat an dieser Stelle in die Autonomie der Universitäten und Wissenschaftseinrichtungen eingreift. Es ist schließlich seine gesetzliche Aufgabe.

Mit anderen Worten: Wenn wir – durchaus berechtigterweise – über die jüngsten Gefährdungen der Autonomie der Wissenschaftseinrichtungen hierzulande klagen, dann müssten wir allerdings auch selbstkritisch die Gründe so untersuchen, wie man das in dieser Akademie sonst zu tun pflegt (ich sage das selbstverständlich auch selbstkritisch gegenüber meiner Zeit als Präsident der Humboldt-Universität).

Ich wollte mit meinen Bemerkungen vor allem auf zweierlei aufmerksam machen: Es handelt sich *erstens* bei dem geringen Anteil von Wissenschaftlerinnen auf Lebenszeitstellen in den meisten unserer Einrichtungen im Vergleich zu anderen Ländern um ein erhebliches Problem, über das man nicht mit ein paar Scherzen hinweggehen kann. Es sollte sich allmählich herumgesprochen haben, dass es allein schon eine ungeheure Ressourcenverschwendung von Geld und Kapazitäten ist, die begabten Frauen zunächst zwar studieren zu lassen, dann aber aus dem akademischen Arbeitsmarkt heraus zu drängen und verschwinden zu lassen – um nur einen sehr äußerlichen Grund dafür zu nennen, dass sich an dieser Stelle etwas ändern muss. Und wir sollten uns *zweitens* klar machen: Wenn wir diese deplorable Situation weiter hinnehmen,

dann gefährden wir unsere Autonomie, weil andere dann aufgrund ihrer gesetzlichen Aufträge eingreifen müssen, sich um die Lösung der Probleme kümmern werden, die wir selbst nicht lösen und uns auf diesem Weg mindestens ein Stück unserer Autonomie aus der Hand nehmen werden. Dabei ist es gar nicht so schwer, etwas zu unternehmen, wie ein abschließendes Beispiel zeigen kann: Als im Berliner Wissenschaftskolleg vor Jahren einmal darüber geklagt wurde, dass so wenig exzellente Frauen für eine Berufung als Fellows in Frage kommen würden, sammelte eine Gruppe, darunter unser Mitglied Ute Frevert, eine lange Liste mit einschlägigen Namen, von denen in den folgenden Jahren viele berufen worden sind. Man muss sich – wie auch beim Lesen im Rahmen der Evaluation – eben nur Zeit nehmen. Nochmals: Wenn wir nichts oder nur sehr wenig unternehmen, dürfen wir uns auch nicht darüber beschweren, dass wir in der Autonomie beschnitten werden. Mindestens vor diesem Hintergrund klingt die in Academicis so altvertraute Klage über die Politik mir jedenfalls ein wenig zu larmoyant.

Christoph Möllers: Soweit Sie zu Aphoristischem kurz in der Lage sind, würde ich Herrn Quack und Herrn Meyer noch einmal ganz kurz Gelegenheit für eine Reaktion geben.

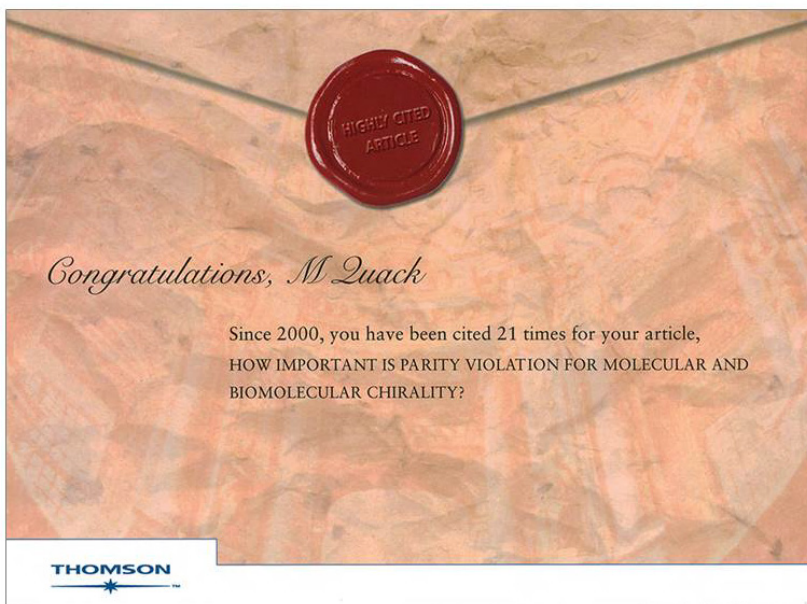
Martin Quack: Ich mache das in chronologisch umgekehrter Reihenfolge, also zunächst ganz kurz zu Herrn Markschies. Diese Frage des Misstrauens: Es ist mir natürlich bewusst, dass das einer der Gründe ist, warum die Leute auf Indikatoren zurückgreifen und nicht auf Gremien, die kompetent sind. Das Einzige, was man da tun kann aus meiner Sicht und das müssen wir natürlich auch tun, wir müssen die Gremien heterogener zusammensetzen und für Vertrauen werben. Ich muss sagen, ich habe 17 Jahre lang an der ETH Berufungskommissionen für alle Departemente außer mein eigenes (das ist bei uns die Regel) geleitet, und möglicherweise habe ich das länger gemacht als irgendein anderer Professor an der ETH. Ich habe keinen Fall eines unkorrekten Verhaltens gesehen, also eines konsistent unkorrekten Verhaltens; natürlich Einzelfälle von ungewöhnlichen Verhaltensweisen schon, aber nicht, wo das irgendeine Berufung beeinflusst hat. Also ich glaube, das Misstrauen ist nicht so gerechtfertigt wie manche Leute vielleicht meinen, und das führt mich zu Frau Lübbe-Wolf, zu dem Rat, den man Politikern für die Mittelverteilung geben sollte. Ich glaube, man muss da zwei Dinge ganz scharf unterscheiden. Ich denke, es ist absolut notwendig, dass wir bei Berufungskommissionen, also

bei solchen Einzelentscheidungen, ohne diese politischen und statistischen Daten rein sachlich arbeiten. Wenn aber andererseits ein Politiker entscheidet, wie viel Geld er einer Hochschule gibt, dann würde ich ihm raten, auch nicht auf Indikatoren zu schauen, sondern den Rat bei guten Leuten zu suchen – es können Politiker oder auch Wissenschaftler sein –, und seine Ziele zu setzen. Man kann ja auch eine schwache Hochschule stark finanzieren, weil man sie stark machen will. Es gibt einen Scherz: Das Wägen eines Kalbes mästet das Kalb nicht. Also wenn man irgendwas, etwa die Kälber laufend zählen und wägen will, dann hilft man dem Kalb nicht zum Wachsen.

Dann zu der andere Frage „die Hochschule Stanford als Privathochschule kann sich das leisten und andere nicht“. Die ETH ist keine private Hochschule, sie wird weitgehend von der Schweizerischen Eidgenossenschaft finanziert und ich persönlich bin sehr für eine solche Finanzierung durch die Allgemeinheit als Teil der Investition einer Gesellschaft in ihre eigene Zukunft. Gerade deswegen, aus Verantwortung gegenüber der Allgemeinheit habe ich immer von allen meinen Kommissionen verlangt, dass sie sehr sorgfältig arbeiten. Und natürlich gab es Leute, die mit Indikatoren gekommen sind. Als Vorsitzender bin ich ja per definitionem bei einem anderen Department immer ein neutraler Außenseiter, der vom Fach nichts versteht. Also habe ich sofort die Frage an die Person gestellt, die solche Indikatoren vorgebracht hat, erklären Sie mir bitte als Fachfremdem, was ist die große wissenschaftliche Leistung dieser Person. Ich habe in 17 Jahren keinen einzigen Fall erlebt, wo die Person mir in dem Gremium darauf eine befriedigende Antwort geben konnte. Aber andere Personen konnten sachlich argumentieren, weil sie die Arbeiten gelesen hatten und das ist der einzige Weg. Es gibt keinen anderen. Das führt mich auch zu Herrn Gerhards Frage. Ich habe Ihre Arbeit tatsächlich gelesen, ich habe sogar das Churchill-Zitat darin entdeckt. Ich glaube aber nicht, dass das ein guter Vergleich ist, denn ich würde umgekehrt sagen, das Churchill-Zitat passt besser auf gute Berufungskommissionen als auf die Bibliometrie. Die Argumente, dass die Bibliometrie – ich habe natürlich mit vielen Leuten darüber diskutiert –, doch eine gute Hintergrundinformation gibt, diese Diskussion höre ich nur zu oft. Mich erinnert das sehr stark an Diskussionen mit Leuten, die an Horoskope glauben. Wenn man denen sagt, so ganz vernünftig kann das doch nicht sein, sagen sie, ja, wir glauben ja nicht nur an die Horoskope, wir verwenden natürlich andere Informationen für unsere Entscheidung, aber ein bisschen Zusatzinformation für unsere Entscheidung gibt das schon. Ich halte es für blanken Unsinn. Es gibt keinen Weg daran vorbei.

Und zur Frage von Herrn Weingart, dass das ein Geschäftsmodell ist, dass gewisse Unternehmen ein Geschäftsmodell daraus machen. Ich habe einmal von Thomson Reuters eine Karte mit folgender Nachricht bekommen (den Titel habe ich auf meinem in der Diskussion gezeigten Bild ergänzt, er war natürlich nicht auf dem Original von Thomson, welches das ceterum censeo nicht enthielt):

Ceterum Censeo : bibliometriam esse delendam



Natürlich, die Leute betreiben dieses Geschäft, aber darüber können wir doch nur lachen. Ich finde es lächerlich, es hat mit der Wissenschaft nichts zu tun und das war nicht das erste Mal. Das erste Mal, dass ich mit Bibliometrie konfrontiert wurde – das ist natürlich eine Anekdote – das war ungefähr 1984 als junger Professor in Zürich. Damals schrieb mir Current Contents, das ist analog heute noch dieselbe Art von Unternehmung: „Professor Quack, you have a science citation classic. Will you write a review, a paper on your science citation classic.“ Ich habe dann zurückgefragt, ja, was ist mit meinen anderen Arbeiten, die Arbeit war nicht schlecht, aber nicht meine bedeutendste, und die anderen, die bedeutendsten Arbeiten waren ganz wenig zitiert zu

dieser Zeit. Also diese ganze Art der Evaluation hat mich damals schon sehr unmutig gestimmt, ich halte es für totalen Unsinn. Ich habe ja nicht gesagt, dass es nicht Gremien und Chemiker gibt, die an die Bibliometrie glauben, natürlich gibt es die. Aber es gibt eben auch andere und es gibt auch allgemeine Stellungnahmen wie die San Francisco Declaration on Research Assessment (DORA), die in Richtung meiner Kritik gehen. Vor etwa zwei Wochen hatten wir hier in Berlin eine Diskussion genau darüber bei der Alexander von Humboldt-Stiftung, da waren viele Präsidenten von Universitäten und Wissenschaftsinstitutionen, aus Afrika, China, Indien und aus aller Welt. Die Mehrheit war anscheinend wunderbar für Bibliometrie, aber es gab einige Stimmen dagegen. Neben meiner eigenen kam eine Stimme aus Harvard. Die Kollegin sagte, wir kommen doch nicht daran vorbei, gegenseitig unsere Arbeiten zu lesen. Eine zweite solche Stimme kam aus Stanford, auch eine aus Oxford. Ich glaube, die Stimmen, die dagegen waren, kamen nicht von den schlechtesten Institutionen. Ich denke, dort besteht auf höchstem internationalen Niveau ein Verständnis dafür, dass Berufungen sehr wichtige Einzelfallentscheidungen für eine Hochschule sind und mit größtem Verantwortungsbewusstsein nach fachlichen Kriterien unter Berücksichtigung auch der Persönlichkeit der zu Berufenden ganz individuell vorgenommen werden müssen und nicht nach Bibliometrie, Indikatoren, Horoskopen, Sternbildern und ähnlichem Unsinn.

Axel Meyer: Ich will nur ganz kurz etwas zur Bibliometrie sagen. Es geht ja darum, dass wir international vergleichen, wie Herr Quack sagt. Ja, er reviewed für französische oder amerikanische Granting Agencies, das tue ich auch. Ich bin beim ERC in der Panel usw. und wir können nicht so tun, als ob wir als Akademie entscheiden können, wie entschieden wird, ob jemand berufen wird oder ob jemand ein ERC-Grant bekommt, sondern das wird international entschieden. Und es hat mich damals z. B. geärgert, dass die DFG gesagt hat: „Bringen Sie nur fünf Paper in ihrem nächsten DFG-Antrag.“ Das ist ja nett und lokal und national gedacht, aber für mich war das eine Belohnung des Mittelmaßes und nicht der wirklich guten Leute, denn es geht nämlich auch wirklich um Quantität. Und das ist in jeder Panel, in der ich bin, ganz klar ein Kriterium. Es geht natürlich um Effizienz, wie Herr Quack sagt. Also wenn pro Euro oder Pfund oder Dollar mehr produziert wird, wie auch immer gemessen, ist das natürlich relevant. Sir Bob May, jetzt Lord May of Oxford, Science Adviser in England, hat 1997 in Science ein Paper geschrieben „The Scientific Wealth of Nations“, wo er verglichen hat, wie viel Wissenschaft pro Pfund,

Euro usw. produziert wird je nach Impact-Faktor, Zitaten und Patenten – als quasi was Objektives, Zählbares. Und da muss man sich eben vor Augen führen, dass Deutschland im Vergleich zur Schweiz – die Schweiz war, glaube ich, sogar auf dem ersten Platz –, sehr schlecht abgeschnitten hat. Das nur zu den Zitaten. Wir müssen uns darüber im Klaren sein, was die Akademie entscheidet oder was wir in Deutschland entscheiden, ist international nicht so relevant, denn da geht es nach der Anzahl der Zitate und der Anzahl der Paper auch in Science oder Nature.

Herr Quack, Sie nennen Namen oder erzählen Anekdoten von individuellen Fällen. Ich hätte gerne Korrelationen gesehen zwischen der Anzahl der Zitate und der Wahrscheinlichkeit eines Nobelpreises oder wie auch immer. Natürlich können wir alle Anekdoten erzählen, wie meine Kollegen in Stanford und Harvard das machen.

Christoph Möllers: Vielen Dank. Damit kommen wir zum Abschluss für heute. Die Weisheit des Themas lag zumindest darin, dass wir uns über nichts einigen konnten, nicht einmal innerhalb der Naturwissenschaften und das finde ich gerade mit Blick auf die Frage der Impact-Forschung doch sehr bemerkenswert. Ich danke Ihnen für die Diskussion und gebe zurück zum Präsidium.

Günter Stock: Vielen Dank, lassen Sie mich noch einen Punkt zu der Diskussion zu den Frauen machen. Es gibt eine Untersuchung dieser Akademie gemeinsam mit der Leopoldina mit dem Titel „Zukunft mit Kindern“, in der das, was bis vor zwei Jahren empirisch darüber gewusst wurde, nämlich warum die Frage der Karriere von Frauen so schwierig ist, sehr gut analysiert und dargestellt wurde. Es gibt also in der Tat empirische Daten, und zwar aus Untersuchungen unserer eigenen Akademie.